Deutsches Montags-Blatt.

Chef-Redacteur: Arthur Levysohn in Berlin. Verlag von Rudolf Mosse in Berlin-Leipzig.

Nummer 23. Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf., direct unter Kreuzband 3 M. 20 Pf. pro Quartal. **Berlin, 4. Juni 1888.** Insertions-Preis pro fünfgespaltene Colonelzeile oder deren Raum 40 Pf. **XII. Jahrgang.**

Sonntags-Telegramme.

Obr. Paris, 3. Juni, 11 Uhr Vorm. Die Pariser Presse jubelt über die vermeintliche neue Genugthuung, die Tisza gestern Frankreich gegeben habe; auch wird mit Befriedigung hervorgehoben, daß der englische Botschafter, Lord Lytton, und der päpstliche Nuntius Herrn Goblet zu seinem rednerischen Erfolge gratulirten.

Hm. Wien, 3. Juni, 10 Uhr 30 Min. Vorm. Das offiziöse „Fremdenblatt" bringt einen scharfen Artikel gegen die ungarische Opposition wegen der neuerlichen Anfragen, welche dieselbe gestern über die Pariser Ausstellungs-Angelegenheit an die ungarische Regierung richtete, und bestätigt die von Wien aus während der letzten Tage verbreitete Darstellung über die völlige Uebereinstimmung Kalnokys mit Tiszas erster Rede. Bezüglich der gestrigen Bemerkungen Tiszas wird von autoritativer Seite Gewicht darauf gelegt, daß Tisza nur abermals Gelegenheit nahm, eine Mißdeutung seiner ersten Rede zurückzuweisen.

Obr. Paris, 3. Juni, 9 Uhr 25 Min. Vorm. Die im Hippodrom gestern Abend zum ersten Male aufgeführte Pantomime „Skobeleff" gestaltete sich zu einer großartigen Sympathie-Kundgebung für Rußland. Die am Schluß gespielte russische Nationalhymne wurde vom Publikum mit Gesang begleitet. Als am Schluß der Vorstellung russische Soldaten unter Kanonendonner und Glockenläuten über die Bühne marschirten, war der Jubel, wie der „Figaro" sagt, ein derartiger, daß er selbst für französische Soldaten bei der Parade des Nationalfestes am 14. Juli nicht größer hätte sein können.

Obr. Paris, 3. Juni, 9 Uhr 30 Min. Vorm. Bei Landwehr-Uebungen in Coulommiers attakirte die Landwehr entgegen mit dem üblichen Rufe „Hurrah!" mit „vive Boulanger!" Die betreffende Truppe wurde durch Entziehung des Sonntags-Urlaubs bestraft.

Hm. Wien, 3. Juni, 11 Uhr Vorm. Die in den russisch-polnischen Grenzortschaften domizilirenden österreichischen und preußischen Fabrikbesitzer und Spediteure erhielten die Weisung, unverzüglich das russische Gebiet zu verlassen, da der letzte Termin hierfür abgelaufen. — Bei Miechow (nahe der Grenze, gegenüber Krakau) werden mehrere Panzerthürme errichtet.

W.T.B. Wien, 3. Juni, Vorm. 11 Uhr. Privatverkehr. Oesterr. Kreditaktien 285,00, 4proz. ungar. Goldrente 98,07½. Fest.

Informationen.

R. Aus Schloß Friedrichskron wird uns berichtet, daß der Kaiser, der gestern Abend in Folge der Strapazen der jüngsten Tage sich wieder etwas matt fühlte und zeitig zu Bette ging, eine recht befriedigende Nacht hatte, während welcher eine nur dreimalige Kanüle-Reinigung nöthig wurde. Schon daraus läßt sich der Schluß ziehen, daß die Meldung einiger Blätter vom Sonntag Morgen, die Eiterung habe Sonnabend Abend zugenommen, auf falscher Information beruht. Die Eiterung ist in der That nicht stärker geworden, auch Appetit und Verdauung sind zufriedenstellend; nur zeigte sich heute Morgen wiederum eine gewisse Mattigkeit, die den hohen Patienten veranlaßte, länger als gewöhnlich im Bette zu verweilen. Im Allgemeinbefinden und in den Einzelsymptomen liegt aber durchaus nichts Beunruhigenderes, und die Aerzte konnten bei ihrer heutigen Konsultation, der auch die Geheimräthe Senator und Wardeleben, somit sämmtliche sieben Aerzte des Kaisers, anwohnten, ihre volle Befriedigung und die Erwartung aussprechen, daß auch der noch zurückgebliebene Rest von Mattigkeit bald schwinden werde. Gegen 10 Uhr erhob sich der hohe Patient, der das Frühstück im Bette eingenommen, in guter Stimmung und trat alsbald eine Rundfahrt durch den Park an.

Gegen 12 Uhr traf der Zwölf Apostel-Kirchenchor unter Führung des Direktors Prüfer im Schlosse ein; die Mitglieder des Chors waren von Potsdam aus in fünf Kremsern nach dem Schloß befördert worden und nahmen im sogenannten großen Sandhofe vor den Fenstern des kaiserlichen Schlafzimmers Aufstellung. Um 12½ Uhr begann der Vortrag von Liedern geistlichen und sonst ernsteren Inhalts, denen der Kaiser, umgeben von seiner Familie, lauschte.

Nach dem Konzert war die Fortsetzung der Parkfahrt seitens des Kaisers und der Kaiserin in Aussicht genommen.

Offiziös versendet Wolffs Büreau heute Morgen folgende, mit unsern Privatnachrichten bis auf einen Punkt — den der fortdauernden, nach W. T. B. aber bereits behobenen Mattigkeit — übereinstimmende Depesche:

Potsdam, 3. Juni. Der Kaiser hatte eine bessere Nacht, als die vorhergegangene war, die Ermüdung ist gänzlich gewichen. Um 10¾ Uhr begaben sich Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin zu Wagen nach dem Wildpark. Die Ehrenwache im Schloß Friedrichskron stellt das Lehr-Infanterie-Bataillon.

Politische Wochenschau.

Von

Arthur Levysohn.

Die Uebersiedelung Kaiser Friedrichs nach Potsdam, welche sich ohne nachtheilige Folgen für das Befinden des Monarchen vollzog, fiel zeitlich mit einer neuen ministeriellen Krisis zusammen, welche deutlich beweist, wie sehr diejenigen im Recht gewesen, welche gleich im ersten Erlaß des Souverains an den Reichskanzler die Keime zu einer Reihe von Meinungsverschiedenheiten zwischen Beiden herausfühlten. Fürst Bismarck kam eiligst von seinem Landsitz nach der Hauptstadt, als ihm die Nachricht geworden, der Kaiser zögere, den vom Abgeordneten- und Herrenhaus angenommenen Gesetzentwurf, betreffend die Verlängerung der preußischen Legislaturperioden von drei auf fünf Jahre, zu unterzeichnen. Das entsprechende Gesetz im Reiche hatte der Nachfolger Kaiser Wilhelms, dessen formale Unterschrift dem Entwurfe noch gefehlt hatte, bereits nur mit einem gewissen Widerstreben in Kraft gesetzt. Die gleiche Neuordnung in Preußen schien dem Träger der Krone um so bedenklicher, als sie eine weittragende Verfassungsänderung nöthig machte, welche doch gerade vom kaiserlichen Regierungsprogramm in so entschiedener Weise perhorrescirt worden war.

Fürst Bismarck traf ein, und auf sein Betreiben erklärte das Gesammtministerium, daß es mit diesem Gesetz über die Verlängerung der Mandatsdauer zu stehen und zu fallen gesonnen sei. Kaiser Friedrich sah sich also zum dritten Male in seiner kurzen Regierungszeit einer Pression gegenüber, welcher er in der Battenberg-Frage, wie in der Angelegenheit der Ordensverleihungen an verdiente freisinnige Staatsbürger mit patriotischer Selbstüberwindung nachgegeben hatte. Zu diesem Allem kam noch, daß sich diese internen Bedrängnisse der kaiserlichen Entschließungen in einem Augenblicke abspielten, in welchem vor dem Abgeordnetenhause die Wahlpraktiken, die unter dem Regiment Puttkamer möglich gewesen, durch die Ungiltigkeits-Erklärung zweier konservativer Mandate, von denen eines dem Bruder des Ministers des Innern angehört hatte, in peinlichster Weise bloßgestellt waren. Kaiser Friedrich soll bei der Lektüre der betreffenden Verhandlungen auf einen seiner Notiz-Zettel geschrieben haben: „Ein treffendes Wort zur rechten Zeit!" Wie dem auch sei, Thatsache scheint zu sein, daß, wenn es kurz vor dieser Lektüre gelungen war, den Monarchen aus Gründen der allgemeinen Politik zur Unterzeichnung des vom Gesammtministerium dringend empfohlenen Gesetzes zu bewegen, auch der Kenntnißnahme dieser Debatten der Souverain es vorgezogen habe, seine Unterschrift wieder zurückzuziehen oder doch die Veröffentlichung und Inkraftsetzung des Gesetzes bis auf Weiteres zu verschieben.

Wie man sich erinnert, hat in ähnlichen, wenngleich durchaus nicht gleichartigen Verhältnissen, auch Kaiser Wilhelm einmal einen parlamentarisch durchberathenen Gesetzentwurf längere Zeit der vorgeschriebenen Veröffentlichung entzogen. Jedenfalls aber spitzt sich zur Stunde die Frage auf die Erwägung zu, ob Kaiser Friedrich in der Lage ist, einer Pression Widerstand zu leisten, welche durch ein Entlassungsgesuch des Gesammtministeriums auf sein Gemüth ausgeübt werden muß. Wenn gewisse offiziöse Stimmen den Hinweis führen, daß die Nicht-Promulgirung des beanstandeten Gesetzes Jedermann klar und deutlich darthue, daß der Monarch in seinen Entschließungen durchaus frei sei, so haben sie vollkommen recht. Es wird sich aber nun zeigen müssen, ob diese Willens- und Entschließungsfreiheit des Souverains vorhanden ist. In gewissen liberalen Blättern zweifelt man mit Rücksicht auf das Ergebniß der beiden vorherigen Kabinetskrisen das Vorhandensein dieser Entschließungsfreiheit an. Aber man dürfte sich ein Dementi durch die Ereignisse, welches beweise, wie ungerechtfertigt solch ein Zweifel gewesen, sicherlich ohne zu murren gefallen lassen.

Für Jedermann ist es ohnehin klar, daß, wenn der Kaiser einen Gesetzentwurf beanstandet, den die Liberalen im Parlament vergeblich bekämpft haben, der Monarch damit doch bekundet, daß er die freisinnige Opposition in diesem Punkte nicht nur billigt, sondern auch theilt. Darin liegt die Gefahr für die zur Zeit in Amt und Würden befindlichen Politiker, die sie sich keineswegs verhehlen, und zu deren Bekämpfung sie dieselben Mittel anwenden, welche zur Zeit der Battenberg-Entrüstung so viel Staub aufgewirbelt haben. Dazu kommt noch, daß Kaiser Friedrich in der Person des früheren Marineministers von Stosch einen Minister des königlichen Hauses gefunden zu haben meint, dessen Dienste er nicht gern entrathen möchte, der aber das Unglück hat, vom Fürsten Bismarck nicht mit freundlichen Augen angesehen zu werden. Erwägt man, daß der gegenwärtige Hausminister, Graf Stolberg, jedenfalls entschlossen ist, aus dem Dienst zu scheiden, und daß auch der Kriegsminister, General Bronsart, bereits ein Entlassungsgesuch eingereicht hat, an dessen Genehmigung nicht zu zweifeln, sobald erst das aktive Kommando frei geworden, für welches dieser General in Aussicht genommen ist, so kann schließlich ein Rücktritt des gegenwärtig amtirenden Ministeriums Bismarck und seine Neubildung unter demselben Kronraths-Chef nicht gar so erschreckliche Umwälzungen im Gefolge haben, als manche ängstliche Gemüther meinen wollen.

Für den politischen Laienverstand liegt ein zwingender Grund nicht vor, den Reichskanzler sich mit seinem Vetter von Puttkamer in dieser Legislaturperioden- und Wahlfreiheitsfrage solidarisch erklären zu sehen. Um so weniger, als die allgemeine diplomatische Lage, wenn sie auch nicht direkt bedrohlich erscheint, dennoch ganz dazu angethan bleibt, die Beobachtung durch einen so hervorragenden politischen Astronomen dringend zu heischen. Man hat es mehrfach bemerkt, daß die ministeriellen Aeußerungen im englischen Parlamente in Bezug auf das Verhältniß Großbritanniens zu den kontinentalen Friedensmächten jener Geradheit entbehrten, welche sonst die Reden englischer Staatsmänner auszeichnet, wenn sie nichts zu verbergen haben. Täuscht nicht Alles, so werden gerade jetzt zwischen den Friedensmächten und dem Kabinet von St. James Fäden hinüber und herüber gewoben, welche darauf berechnet sind, für gewisse Fälle England zur thätigen Mitwirkung am Friedensprogramm der Centralmächte zu verpflichten. Daß der Pessimismus, der zur Zeit in England selbst über die Wehrkraft des eigenen Landes herrscht, zum guten Theil übertrieben ist, davon scheint man auf dem Festlande überzeugt zu sein, und namentlich das Schwergewicht einer maritimen Mitwirkung Englands wird in Rom, ebenso wie in Wien und Berlin vollkommen gewürdigt.

Wenn man sich über diese Dinge in gleicher Weise auch in Paris klar wäre, so würde für die Friedenszuversicht Manches gewonnen sein. Allein die Republik und ihre Staatsmänner, wenn sie deren überhaupt zur Zeit besitzt, bewegen sich nur in Illusionen. Sie wollen nicht verstehen, daß die Worte Lord Salisburys, der Englands amtliche Betheiligung an der Pariser Welt-Ausstellung von 1889 ablehnte, ebenso ein Zeichen der Isolirung sind, in welche Frankreich gerathen, als das Fernbleiben der italienischen Patrioten von dem famosen Marseiller Kongreß der „lateinischen Bundesbrüder." Sie wollen nicht begreifen, daß Tiszas vielbesprochene Rede über Frankreichs unsichere innerpolitische Zustände und die dadurch bedingte Warnung vor einer Betheiligung an der Ausstellung zum Gedächtniß der großen Revolution nicht viel Anderes bedeutet, als die Verfügung des Paßzwanges, den die reichsländische Regierung soeben den Franzosen gegenüber ins Werk gesetzt. Aus all diesen Kundgebungen geht für den Unbefangenen die Thatsache hervor, daß Frankreich zur Zeit von den Kulturvölkern Europas in eine Art politischer Acht gethan wurde, und daß man sich genöthigt glaubt, einen politischen Sanitätskordon um das Gebiet eines Landes zu ziehen, das in besseren Tagen zu den unverdorbensten unseres Erdtheiles gehörte.

Wir Friedensfreunde, die wir zugleich Freunde der freiheitlichen Entwickelung des Menschenthums sind, und die wir keinen Augenblick die unendlichen Dienste verkennen, welche vor hundert Jahren gerade Frankreich durch seine große Umwälzung dem Fortschritt der Menschheit geleistet, wir empfinden ein aufrichtiges und wehmuthsvolles Bedauern über das unleugbare Heraboleiten der französischen Nation von ihrer einst so hohen Stellung im Rathe der Völker. Ebenso wie wir die Greuel verurtheilen, in welche die französische Revolution ausartete, Greuel, durch die sie selbst so viele fruchtversprechende Keime erstickte, ebenso schwerzt es uns, daß die Enkel der Bastillenstürmer sich ihrer großen Vorfahren so wenig würdig erweisen. Und so muß es uns im Interesse der eigenen Sicherheit noch eine gewisse Befriedigung gewähren, daß die Bürger der Republik von heute durch eigene Schuld beinahe vom Gesammt-Europa mit dem politischen Interdikt belegt erscheinen.

Der Klub der Dreizehn.

Von

Theodor Herzl.

Der emsige Zeitungsleser, der jeden Morgen liebbekommen die Journale zur Hand nimmt, um zu erfahren, ob Herr von Puttkamer noch immer ein bedeutender Staatsmann ist, und ob die Norddeutsche Zeitung, die wir „allgemein" nennen, weil sie nichts Besonderes ist, keine neuen schwarzen Punkte auf ihrem bewährten Horizont entdeckt hat — der emsige Zeitungsleser, sag' ich, vernahm dieser Tage eine merkwürdige Kunde. In Berlin feierte nämlich der „Klub der Dreizehn" sein dreizehnjähriges Jubiläum. Wie schon der Name andeutet, besteht diese Vereinigung aus dreizehn Männern, welche sich vorgenommen hatten, nicht zu sterben, um einen verbreiteten Aberglauben Lügen zu strafen. Es ist ihnen gelungen. Keiner von ihnen starb, und zwar nicht nur nicht in Jahresfrist, sondern — was eine erhebliche größere Leistung — nicht einmal im Verlaufe von dreizehn Jahren. Meine dreizehn Herren, gestatten Sie mir, Ihnen meinen wärmsten Glückwunsch darzubringen, obwohl ich nicht die Ehre und das Vergnügen habe, Sie persönlich zu kennen.

Ich meine aber doch, daß Mancher von Ihnen nun erleichtert aufathmen wird, nachdem diese Probe vorüber ist. Ich kann mir — offen gestanden — nicht denken, daß es bei Ihren Banketten übermäßig heiter zugegangen sei. Witze, über die man sich todtlachen kann, waren gewiß streng verboten. Nun frage ich Sie, meine Herren, ist das Leben werth, gelebt zu werden, wenn es Einem nicht gegönnt ist, sich todtzulachen?... Auch das Menu stelle ich mir recht spartanisch vor. Denn wenn ich mich auch für einen Augenblick auf Ihren Standpunkt begebe und die Dreizehnzahl der Tischgenossen nicht als unbedingt tödtlich ansehe, so scheint sie mir doch immer noch nicht hinreichend, um die Unschädlichkeit zu vielen Essens oder Trinkens zu verbürgen. Es ist ja möglich, daß in kommenden Zeiten der rastlose Menschengeist darthun wird, die Zahl Dreizehn bei Tisch sei nicht nur nicht ungesund, sondern sie gestatte sogar einen viel ausgiebigeren Genuß getrüffelter Gänseleberen, als jede andere Zahl von Tafelgefährten. Aber vorläufig handelt es sich noch nicht darum. Vorläufig sollte doch nur festgestellt werden, daß die Zahl Dreizehn indifferent ist. Um nun dieses Prinzip in seiner vollen Reinheit zu erlangen, durfte das Menu gewiß nicht zu üppig sein. Wenn nämlich ein Mitglied Ihrer Tafelrunde zufolge einer Indigestion sich noch irgend einem besseren Jenseits begeben hätte, so würde der unsehnliche Theil der Bevölkerung, welcher noch veralteten Anschauungen huldigt, das Ableben dieses Herrn nicht den Verdauungsbeschwerden, sondern der Zahl Dreizehn zugeschrieben haben. Sie waren hierüber gewiß von vornherein im Klaren, und deshalb denke ich mir den Verlauf Ihrer Festessen als einen sehr ängstlichen. Sie ermahnten einander wahrscheinlich unausgesetzt, Maß zu halten im Genießen. Ich vermuthe ferner, daß der Vorsitzende oder der Redner bei festlichen Gelegenheiten seinen gedämpften Trinkspruch mit der beschwichtigenden Aufforderung schloß: „Erheben Sie Ihr Glas, meine Herren, und nippen Sie zwei bis drei Tropfen auf das Wohl unseres verehrten Freundes, Klubs u. dergl. . . ." Und Gespräche über vorkehrende Gesundheitspflege würzten das heitere Mahl . . . Auch im gewöhnlichen Leben haben Sie sich gewiß gegenseitig überwacht. Wenn Einer von Ihnen bei kühler Witterung ohne Ueberzieher ausging und einem anderen Klubmitglied begegnete, so setzte sich der Leichtsinnige den bitteren Vorwürfen aus. Das Abspringen vom Pferdebahnwagen während des Fahrens, das Bekennen freisinniger Grundsätze — kurz, Alles, wodurch ein Mann zu Schaden kommen kann, wurde hart gerügt. Einer zitterte für das Wohlbefinden des Anderen. Es ist mir nicht bekannt, in welchem Alter und in welcher Lebenslage Sie sich befinden, meine Herren, aber ich bin davon überzeugt, daß Sie ab und zu weiblichen Wesen seelenvolle Blicke zuwerfen. Wenn Jemand von Ihnen bei solcher Unternehmung von einem Genossen ertappt wurde, so brach dieser höchst wahrscheinlich in den warnenden Ruf des Volksliedes aus: „Daß ab von der Liebe, sie ist uns nicht gesund!"

So könnte ich noch eine ganze Reihe überaus possirlicher Situationen aufzählen, welche Sie, meine Herren, um das beweiskräftige Leben Ihrer Klubfreunde besorgt zeigen. Meiner Treu: ein Lustspielmotiv! Jawohl. Das Zittern um das Wohl eines Nebenmenschen ist doch etwas Komisches und völlig Unwahrscheinliches — folglich gehört es auf die Bühne.

Meine Herren. Sie finden vielleicht, daß ich mich Ihrer löblichen Bestrebung gegenüber reservirt verhalte. Ich will ja durchaus nicht in Abrede stellen, daß Ihr Feldzug im Dienste der Aufklärung unternommen ist. Noch die spätesten Hausfrauen werden Ihr Andenken segnen, wenn unerwartete Absagen, die ehemals Noth und Verwirrung schufen, die Zahl der Tischgenossen auf 13 bringen. Aber warum haben Sie Ihr Programm so eng gefaßt? Es ist Ihnen wohl kaum entgangen, daß es auch noch anderen Aberglauben giebt, und daß vielerlei Vorurtheile allerorten blühen.

Wie leicht hätten Sie den linken Fuß, mit dem man nicht zuerst aus dem Bette steigen soll, unschädlich machen können! Und die Spinne, die am Morgen Glück bedeutet! Und das alte Weib, vor dem sich der Weidmann fürchtet, wenn er auf die Jagd zieht. Und daß der Name Cohn oder eine über Gebühr gebogene Nase sichere Kennzeichen eines schlechten Charakters seien! Und alle anderen ähnlichen Meinungen, die in der unergründlichen Tiefe der menschlichen Dummheit wurzeln — man nennt dieselben zusammenfassend: Kulturhöhe des neunzehnten Jahrhunderts. Mit solchen kleinen Vorpostengefechten, wie Sie, meine dreizehn Herren, eines geliefert haben, kommt man der Hauptmacht des Aberglaubens nicht bei. Man kommt ihr überhaupt niemals bei. Denn in Sachen der Aufklärung erringt der Streiter im günstigsten Falle nur Siege über sich selbst, und überzeugt blos Diejenigen, die ohnehin derselben Ansicht sind.

Sollten Sie aber nach dieser geglückten Unternehmung den betretenen Weg nicht verlassen wollen, und „weiter streben, unbekannten Zielen zu", so wird Sie die dankbare Sympathie aller Aufklärungsfreunde begleiten. Was mich betrifft, ich wäre stolz darauf, wenn Sie mich Ihrem Kreise zuziehen möchten. Ich würde dann nur eine einzige bescheidene Bedingung stellen: daß Sie nämlich immer vollzählig erscheinen. Denn bei dem Gedanken, daß Einer wegbleiben könnte, stehen mir schon jetzt die Haare zu Berge . . . Ich würde es nie über mich gewinnen, mich als Dreizehnter an einen Tisch zu setzen. Lieber sterben!